

Uta Pohl-Patalong

**Wer glaubt denn schon an Gott?
Religion wissenschaftlich untersucht
Vortrag im Gymnasium Kronshagen am 16. Februar 2017**

Liebe Schülerinnen, liebe Schüler,

„Uni kommt zur Schule“ ist der Obertitel, unter dem Professorinnen und Professoren seit einigen Jahren Vorträge in Schulen halten. Ihr Ziel ist es, Ihnen schon vor dem Studium Wissenschaft näher zu bringen und zu zeigen, wie wir an der Uni arbeiten und forschen. Wir tun dies meistens im klassischen Veranstaltungsformat der Universität, als Vorlesung. Früher wurde meist wirklich vom Manuskript einfach vorgelesen, ohne sich darum zu kümmern, ob der Inhalt diejenigen, die zuhören, interessiert – das versuchen wir heute anders. Sie müssen zwar tatsächlich überwiegend zuhören, aber ich frage Sie ab und zu auch etwas und ich habe mich bemüht, Inhalte zu finden, die vielleicht für Sie interessant sein können.

Heute soll es um die wissenschaftliche Erforschung von Religion gehen. Das ist ein Forschungsbereich meines Faches, ich bin Professorin für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Uni Kiel. Praktische Theologie ist eines von sechs Fächern, in die das Theologiestudium unterteilt ist, die anderen sind Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte, Dogmatik und Ethik und Religionswissenschaft/Interkulturelle Theologie (die sich mit nicht-christlichen Religionen beschäftigt). Alle Fächer beschäftigen sich mit spannenden Themen, die in irgendeiner Weise immer mit den sog. „großen Fragen des Lebens“ zu tun haben, also so etwas wie „warum bin ich auf der Welt?“, „was passiert nach dem Tod?“ oder „warum gibt es eigentlich so viel Leid und Ungerechtigkeit auf der Welt?“ und sie tun dies in verschiedenen Perspektiven: in der Bibel, in der Geschichte des Christentums, anhand religiöser und ethischer Themen, mit Blick in die anderen Religionen.

Mein Fach „Praktische Theologie“ heißt zum Teil, dass Studierende bei mir ganz direkt etwas für die Praxis ihres späteren Berufs lernen: Wer Pastor oder Pastorin werden möchte, lernt bei mir z.B. predigen und wer Religionslehrkraft werden möchte, lernt die sogenannte Fachdidaktik, also wie man eine Religionsstunde plant, wie man lebendig und spannend die Bibel im Unterricht einsetzt – z.B. mit einem Bibliolog, das kennen ja manche von Ihnen – usw. „Praktische Theologie“ heißt aber auch, dass wir die religiöse Praxis von Menschen wissenschaftlich erforschen. Methodisch gehen wir dabei ebenso vor wie die Sozialwissenschaften und wir nennen es ebenfalls empirische Forschung, d.h. Untersuchung der Realität. Wir untersuchen Fragen wie: Wie glauben, zweifeln und hoffen Menschen heute, was ist ihnen im Leben wichtig, wie ist ihr Verhältnis zur Kirche, beten oder meditieren sie, wie hat ihre Religion Einfluss auf ihr Leben, z.B. auf ihre politische Einstellung, auf ihr Verhältnis zu geflüchteten Menschen, auf ihre Kindererziehung etc. etc. Das müssen Menschen wissen, die professionell mit Religion umgehen, egal ob als Pastorin oder als Religionslehrer, weil man schlecht Menschen Religion nahebringen kann, wenn man nicht weiß, wo die überhaupt religiös stehen und was sie beschäftigt. So muss man heute z.B. ganz anders Religion unterrichten oder Konferunterricht geben als vor 60 oder 70 Jahren, als man in Norddeutschland noch voraussetzen konnte, dass alle Jugendlichen evangelisch waren und von ihren Eltern auch christlich erzogen worden sind.

Wenn ich Ihnen also heute die empirische Erforschung von Religion vorstelle, geht es einerseits darum, wie das methodisch funktioniert, wie man also Religion überhaupt erforschen kann. Andererseits stelle ich Ihnen aber auch einige Ergebnisse dieser Forschung vor.

Den Gegenstand Religion empirisch zu untersuchen ist komplizierter als die Forschung in anderen Wissenschaften. Wenn ich die Zukunft der Ozeane erforsche, nehme ich Wasserproben oder dokumentiere Korallenriffe; wenn ich die mathematischen Fähigkeiten von Kindern untersuche, lasse ich sie Rechenaufgaben lösen.

Noch relativ einfach ist es, wenn ich wissen möchte, wie viele Menschen welcher Religion oder Konfession angehören. Hinsichtlich der evangelischen und der katholischen Kirche ist es die einfachste Möglichkeit, die Kirchen selbst zu fragen; denn sie haben Statistiken ihrer Mitglieder, deren Zahlen auch im Internet zu finden sind. Da andere Religionsgemeinschaften wie der Islam aber keine offizielle rechtliche Zugehörigkeit kennen und keine Mitgliederverzeichnisse haben, muss ich außerhalb der großen christlichen Kirchen auch hier die Menschen fragen. Methodisch ist das relativ einfach: Man erstellt einen Fragebogen mit der Möglichkeit, ein Kreuz hinter allen bekannten Religionsgemeinschaften zu machen. Man wertet die Fragebögen aus – dafür gibt es mittlerweile wirklich gute Computerprogramme – und bekommt dann Zahlen. Für Deutschland kommt man dann zu folgenden Ergebnissen:

Nun ist aber die Zugehörigkeit zu einer Religion nicht gleichzusetzen mit der Frage, ob jemand religiös ist. Es gibt gar nicht so wenige Kirchenmitglieder, die nicht an Gott glauben, dennoch aber in der Kirche sind, weil sie finden, dass sie viel Gutes tut für andere Menschen und dies unterstützen möchten, mit ihrer Kirchensteuer und auch symbolisch. Ebenso gibt es – noch mehr – Menschen, die religiös sind, ohne in der Kirche zu sein, z.B. weil sie selbst nichts von der Kirche haben oder sie die Kirchensteuer sparen möchten. Wenn ich der Religion von Menschen auf die Spur kommen will, muss ich sie also mehr und anders fragen als nach ihrer Kirchenmitgliedschaft. Damit stellen sich aber mehrere Probleme, die typisch sind für empirische Forschung.

Problem 1: Die Ergebnisse beruhen auf Selbstauskünften.

Das erste Problem ist, dass ich nie ein Ergebnis bekomme, wie es „ist“, sondern immer nur, was Menschen über sich angeben. Das kann natürlich theoretisch auch gelogen oder geschummelt sein, das ist nie auszuschließen, aber es ist relativ unwahrscheinlich, denn Menschen lügen oder schummeln normalerweise, weil sie sich einen Vorteil davon erhoffen (wenn Sie in Klausuren schummeln, was Sie

natürlich alle sicher nicht tun, dann tun Sie das ja auch nicht, weil es so viel Spaß macht, sondern weil sie sich davon eine bessere Note erhoffen) und den haben Sie in Forschungszusammenhängen in der Regel nicht: Warum sollten Sie angeben, dass sie an Gott glauben, wenn Sie es nicht tun? Dies gilt allerdings nur dann, wenn sich diejenigen, die befragt werden und diejenigen, die fragen, nicht kennen. Sonst bestände die Gefahr, dass man deswegen nicht ehrlich ist, weil es einem peinlich ist, was man da sagt und man befürchtet, dass seine Freundin oder sein Onkel oder wer auch immer merkwürdig von einem denkt, wenn man z.B. sagt, dass man betet oder nicht an Gott glaubt oder noch in der Grundschule an den Weihnachtsmann geglaubt hat.

Problem 2: Die Ergebnisse beruhen auf Momentaufnahmen.

Aber auch wenn man nach bestem Wissen und Gewissen ehrlich antwortet, hängt die Antwort gerade beim Thema Religion immer auch von dem Zeitpunkt ab, zu dem gefragt wird. Wenn Sie eigentlich nicht so richtig an Gott glauben, aber kurz vor der Befragung gerade letzte Woche erlebt haben, dass ein schwerkranker Mensch, der Ihnen nahe steht, doch wieder gesund geworden ist und Sie selbst oder jemand anderes auch mal dafür gebetet hat, dann fällt Ihre Antwort vielleicht anders aus, als wenn man sie einen Monat früher gefragt hätte oder ein halbes Jahr später, wo ihr Angehöriger schon längst wieder gesund ist und das „Wunder“ in Vergessenheit geraten ist. Wenn Sie gerade richtig gute Laune haben und Ihnen die Welt hell und freundlich erscheint, äußern Sie sich zu Fragen nach ihren Ängsten und Hoffnungen vermutlich anders als wenn sie gerade in deprimierter Stimmung sind. Damit hängt eine dritte Schwierigkeit zusammen:

Problem 3: Die Ergebnisse beruhen auf „gefühlten“ Fakten.

In den wenigen Fällen, in denen man Antworten dann doch objektiv überprüfen kann, ergibt sich manchmal ein deutlicher Unterschied

zwischen dem, was Menschen bei einer Befragung angeben und der Realität. Wenn man z.B. evangelische Kirchenmitglieder fragt, wie häufig sie in den Gottesdienst gehen, kreuzen ca. 10% an, dass sie dies jeden Sonntag tun. Vor kurzem haben wir Schüler*innen dazu befragt und da sind es auch 10%.

Wenn man an einem normalen Sonntag in allen Kirchen Deutschlands zählt, wie viele tatsächlich da sind (das wird immer einmal im Jahr gemacht), kommt man auf ca. 4%, also nicht einmal die Hälfte – und Jugendliche sind hauptsächlich als Konfirmandinnen und Konfirmanden da, weil sie müssen. Erklären lässt es sich mit einem „gefühlten Gottesdienstbesuch“ ähnlich wie einer gefühlten Temperatur, die nicht dem Thermometer entsprechen muss: Wer im Prinzip gerne in den Gottesdienst geht und dies auch einigermaßen regelmäßig tut, hat dann doch immer mal wieder Gründe, es an bestimmten Sonntagen nicht zu tun: man bekommt Besuch, ist im Urlaub, ist krank, das Wetter ist schlecht, man hat keine Lust. Auch wenn man dies weiß, kreuzt man nicht gleich an, dass man nur einmal im Monat in den Gottesdienst gehen würde, denn man tut es ja nicht prinzipiell nur einmal im Monat, sondern immer dann, wenn es passt. An diesem Beispiel merken Sie schon einen Punkt, den ich als vierten und vermutlich wichtigsten aufführe:

Problem 4: Die Ergebnisse sind davon abhängig, wie die Fragen formuliert sind.

Würde ich im Gottesdienstbeispiel zwischen den Möglichkeiten „einmal die Woche“, und „einmal im Monat“ noch eine Ankreuzmöglichkeit einfügen „ca. zweimal im Monat“ oder „so oft wie es passt“ wäre es vermutlich schon realistischer. Erst recht gilt das für Fragen, die das Innere der Person und ihre persönliche Haltung betreffen. Wenn ich Sie jetzt fragen würde „sind Sie religiös?“, vermute ich, ein Teil von Ihnen würde mit einem klaren „Ja“ antworten, einen Teil würde diese Frage verneinen, aber andere würden auch sagen „kommt drauf an, was Sie damit meinen“. Wenn ich dann präziser fragen möchte, so dass Sie wissen (oder meinen zu

wissen), was ich damit meine, wird es schwierig. Sie können sich vorstellen, dass die Ergebnisse sehr unterschiedlich ausfallen, wenn ich frage: „Glauben Sie an Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden und auferstanden ist und die Welt erlöst?“ oder wenn die Frage lautet: „Können Sie sich vorstellen, dass es eine höhere Macht gibt?“. Das führt mich zur fünften Schwierigkeit.

Problem 5: Die Ergebnisse sind davon abhängig, was die Forscher*innen unter Religion verstehen

Fachsprachlich formuliert: wie Ihre theoretische Konzeption von „Religion“ ist. Dies ist nämlich in der Wissenschaft alles andere als eindeutig. Grundsätzlich lassen sich zwei unterschiedliche Richtungen von Religionsdefinitionen unterscheiden: eine nennt man „substanziell“ und die andere „funktional“. Substanziell kommt von Substanz und eine Substanz ist ja immer ein Inhalt: Ein substanzielles Verständnis von Religion bezieht sich daher auf Inhalte. Wenn man sagt „Religiös ist, wer an ein Weiterleben nach dem Tod glaubt“ oder „wer an Gott“ glaubt, hat man ein substanzielles Religionsverständnis.

Das „funktionale“ Religionsverständnis kommt, das können Sie sich schon denken, von „Funktion“ und darum geht es auch: Ein funktionales Religionsverständnis fragt danach, welche Funktion Religion für Menschen oder die Gesellschaft hat, also z.B. „Religion gibt einem Sinn im Leben“ oder „Religion nimmt einem die Angst vor dem Tod“.

Neben dieser Unterscheidung ist eine ganz wichtige Frage für mein Verständnis von Religion, wie eng ich Religion und Kirche miteinander verbinde. Geht man davon aus, dass die Person religiös ist, die regelmäßig in den Gottesdienst geht, vielleicht auch noch in einer Jugendgruppe ist und die prinzipiell ähnlich glaubt, wie es im Gottesdienst gepredigt wird? Bei einer Befragung von Schüler*innen zum Religionsunterricht, die mein Team letztes Jahr durchgeführt haben, gibt es ein schönes Beispiel für ein kirchliches Verständnis von Religion:

(Interviewerin) Und glaubt ihr, es gibt auch Schüler, oder wisst ihr das, in eurer Klasse, die zu keiner Religion gehören?

(Ben) Ja. Ich glaub', viele.

(Bastian) Ich glaube, so viele sind gar nicht Christen. Oder aber... die meisten sind halt das von zu Hause aus. Da geht man dann Weihnachten in die Kirche und halt... Und aber, dass die jetzt jeden Sonntag in die Kirche gehen, dass die früh morgens aufstehen und in die Kirche gehen, das ist halt, glaube ich, nicht so.“ (B 3,12-20)

„Bastian“ (er heißt natürlich nicht in Wirklichkeit so, man gibt den Personen, die man interviewt, immer Codenamen, damit sie anonym bleiben) versteht unter „zu keiner Religion gehören“ nicht „in der Kirche sein“, sondern „jeden Sonntag in den Gottesdienst gehen“. So würde man das wissenschaftlich nicht definieren, aber es gibt durchaus die Meinung in der Forschung, dass sich Religion hauptsächlich in der Kirche und dann in den traditionellen Formen wie Gottesdienst etwas abspielt. „Gute“ wissenschaftliche Untersuchungen, also seriöse mit hoher wissenschaftlicher Qualität, verstehen Religion daher immer mehrdimensional, d.h. sie nehmen an, dass Religionen mehrere Dimensionen hat und stellen dazu unterschiedliche Fragen. Ein oft angewendetes Modell ist im Moment beispielsweise das Modell des Amerikaners Charles Glock, der folgende Dimensionen von Religion unterscheidet:

- das Wissen über religiöse Inhalte (z.B. wer ist Jesus Christus?)
- die Überzeugung, dass bestimmte Inhalte wahr sind (z.B. dass nach dem Tod nicht alles aus ist)
- das Praktizieren religiöser Handlungen (z.B. beten oder am Gottesdienst teilnehmen)
- religiöse Erfahrungen (z.B. das Gefühl des Ergriffenseins bei Musik oder einem Sonnenaufgang)
- Konsequenzen religiöser Überzeugungen im Alltag (z.B. sich bei Konflikten in bestimmter Weise verhalten oder seine Kinder in einer bestimmten Weise erziehen).

Eine sehr große empirische Untersuchung ist vor einigen Jahren diesem Modell gefolgt: Der sog. „Religionsmonitor“ der Bertelsmann Stiftung. Sie hat mit einem riesigen Team mehr als 21.000 Menschen – ab 18 bis ins hohe Alter – in 21 Ländern auf verschiedenen Kontinenten befragt – hier sieht man dann auch, dass empirische Forschung immer abhängig ist von den Finanzen. Dafür hat sie einen sehr ausführlichen Fragebogen zu Religiosität entwickelt. Er stellt Fragen wie z.B. „wie oft beten oder meditieren Sie?“, „Wie oft denken Sie über religiöse Themen nach?“, „Wie oft erleben Sie Situationen, in denen Sie das Gefühl haben, mit allem eins zu sein?“, „Wie stark stimmen sie folgenden Aussagen zu: „Für mich hat jede Religion einen wahren Kern“ oder „Unser Leben wird letzten Endes bestimmt durch die Gesetze der Natur?“ Sie merken schon an diesen Fragen, dass unter „religiös sein“ hier sehr weit verstanden wird. Ist es wirklich schon ein Indiz dafür, dass man ein religiöser Mensch ist, wenn man nicht daran glaubt, dass unser Leben durch die Gesetze der Natur bestimmt wird? Wenn man solch ein relativ weites Religionsverständnis anlegt, was schätzen Sie, wie viel Prozent der deutschen Bevölkerung religiös sind?

10% 30% 50% 70% 90%

*Schüler*innen melden lassen und veröffentlichen: 70%*

Davon sind 20% als „hochreligiös“ zu bezeichnen (damit ist gemeint, dass Religion eine sehr wichtige Rolle in ihrem Leben spielt. Ich habe mich selbst mit dem Fragebogen einmal getestet und bin dabei nur als religiöser, nicht als hochreligiöser Mensch eingestuft worden 😊) Diese sind interessanterweise nicht deckungsgleich mit denjenigen, die Mitglied einer Religionsgemeinschaft sind, sondern ca. ein Drittel der Nichtkirchenmitglieder werden als religiös eingestuft (umgekehrt wird geschätzt, dass ca. ein Sechstel der Kirchenmitglieder sich selbst nicht als religiös verstehen).

Dass eine so hohe Zahl von Menschen in Deutschland in diesem weiten Sinne religiös ist, ist ein spannendes und auch für die Forschung durchaus überraschendes Ergebnis. Andere Untersuchungen, die anders fragen und ein anderes Verständnis von Religion haben, kommen allerdings auch zu Ergebnissen, die nicht ganz so religionsfreundlich wirken. Da Sie sich vermutlich vor allem für Ihre eigene Altersgruppe interessieren, habe ich Ihnen noch eine andere Untersuchung mitgebracht, die speziell auf Jugendliche im Alter zwischen 12 und 25 Jahren gerichtet ist: Die Shell-Jugendstudie. Sie untersucht alle paar Jahre nicht speziell Religion bei Jugendlichen, sondern Werte, Orientierungen, politische Einstellungen etc. und eben nebenbei auch Religion. Die Studie fragt, wie viel Prozent der Jugendlichen an Gott glauben und zwar mit folgenden vier Alternativen:

- persönlicher Gott
- höhere Macht
- unentschieden
- ablehnend

Melden lassen, welche der vier am häufigsten genannt wird oder etwa alle vier gleichmäßig

Diese Grafik zeigt Ihnen einen Aspekt, der ein ganz zentrales Ergebnis der heutigen Religionsforschung ist: Hätte man Jugendlichen vor 50 Jahren die gleichen Fragen gestellt, hätten mehr angegeben, dass sie an einen persönlichen Gott glauben und weniger, dass sie einer höheren Macht vertrauen und es wären sicher weniger gewesen, die unentschieden sind. Insgesamt nimmt der Glaube an einen persönlichen Gott ab und unklarere, diffusere Gottesvorstellungen nehmen zu. Ebenso nimmt die Zahl von Menschen zu, die sich in religiösen Fragen unsicher ist.

Dazu gibt es einen schönen Vergleich: Die gleichen Bevölkerungsgruppen wurden sowohl 1986 als auch 2012, also 26 Jahre später vom Institut für Demoskopie Allensbach nach ihren religiösen Überzeugungen gefragt. Da hat sich doch einiges verändert:

- “Ich glaube, dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist” (1986: 56%; 2012: 46%)
- “Ich glaube, dass es irgendeine überirdische Macht gibt” (1986: 49%; 2012: 53%)
- “Ich glaube, dass es Schutzengel gibt” (1986: 46%; 2012: 54%)
- “Ich glaube, dass es Wunder gibt” (1986: 33%; 2012: 51%)

Die traditionelle Formulierung „Jesus Christus als Sohn Gottes“ überzeugt Menschen heute weniger als vor 30 Jahren. An eine nicht so konkrete überirdische Macht glauben jedoch mehr Menschen. Es glauben auch mehr Menschen an Schutzengel und deutlich mehr Menschen glauben an Wunder. Warum sich dies in 30 Jahren so geändert hat, das kann man dann nicht mehr empirisch erforschen, das muss man interpretieren. In diesem Fall wird es meistens so gedeutet, dass vor 30 Jahren der Optimismus, dass man mit Technik und Naturwissenschaft die Welt erklären und ihre Probleme lösen kann, noch größer war als heute. Ihre Generation hat von klein auf gelernt, dass das Leben trotz technischem Fortschritt unsicher bleibt oder vielleicht sogar noch unsicherer wird und dass viele Dinge nicht so einfach sind, dass sie auf naturwissenschaftliche Formeln gebracht werden können.

Für die Frage, wie sich in Sachen Religion die jüngeren und die älteren Generationen zueinander verhalten, gucken wir nochmal in den Religionsmonitor. Interessanterweise sind jüngere Menschen (in diesem Falle aber erst ab 18) seltener der Meinung, dass unser Leben durch Naturgesetze bestimmt wird als die mittlere Generation, also mein Alter. Die noch älteren sind dann wieder genauso skeptisch wie die jüngeren.

Und wenn wir uns die Zahlen angucken zu der Überzeugung, dass nach dem Tod nicht alles aus ist: Was schätzen Sie, welche Altersgruppe am häufigsten dieser Überzeugung ist?

18-29	30-39	40-49	50-59	60+
-------	-------	-------	-------	-----

41% der 18-29jährigen stimmen dem zu, während es bei den 30-39jährigen 29% sind, bei den 40-49jährigen 33%, bei den 50-

59jährigen 36% und bei den 60+ 34%.

Schließlich ist ein typischer Bereich von Religionsforschung noch der Zusammenhang zwischen Religion und anderen Faktoren, also „Religion und...“. Hier fragt man einerseits, wie religiös jemand ist und andererseits, wie er sich in einem bestimmten Bereich verhält oder welche Einstellung er hat. Dann setzt man die beiden Bereiche zueinander in Beziehung, man sagt in der Fachsprache: Man korreliert die Variablen.

Ein Beispiel dafür ist z.B. der Zusammenhang zwischen Religion und Gewaltbereitschaft. Sind Jugendliche, die als „religiös“ gelten können, gewaltbereiter als nicht-religiöse Jugendliche, weniger gewaltbereit oder hat dies keinen Einfluss? Eine Bielefelder Online-Umfrage stellt hier einen deutlichen Zusammenhang fest: Je mehr sich ein Jugendlicher religiös versteht, desto weniger befürwortet er im Streit aggressiv-eskalierendes Verhalten und favorisiert eher Konfliktlösung, umgekehrt neigen weniger oder gar nicht religiöse Jugendliche zu einem aggressiven Streitverhalten. Selbstverständlich kann man aufgrund dieser Studie keine Aussagen darüber machen, wie sich Jugendliche im Streit tatsächlich verhalten, sondern man kann nur Aussagen über ihre Einstellungen machen, die zudem auch hier auch auf ihrer Selbsteinschätzung beruht.

Wie sieht empirische Forschung nun praktisch aus?

Einige von Ihnen haben eigentlich schon ein praktisches Beispiel vor Augen; sie haben vor einigen Monaten selbst an einer empirischen Erhebung teilgenommen. Eine meiner Mitarbeiterinnen war im letzten November mit Studierenden einige Mal in einem Religionskurs im 10. Jahrgang und hat mit Ihnen „theologisiert“ – so nennt man einen Ansatz im Religionsunterricht, in dem Schülerinnen und Schüler selbst theologische Gedanken und Ideen entwickeln. Sie schreibt eine Doktorarbeit und forscht zu dem Thema, wie eigentlich Schüler*innen, die sich selbst nicht als religiös verstehen, mit religiösen Themen umgehen. Dazu muss man aber wissen, wer in einer Schulklasse nicht-religiös ist. Wenn Sie einfach gefragt hätte:

Wer von Ihnen ist denn religiös oder glaubt an Gott, dann wäre das wissenschaftlich aus den Gründen, den ich Ihnen genannt hatte, nicht ausreichend gewesen. Deshalb hat sie folgenden Fragebogen ausgeteilt, den man ausfüllen konnte, aber natürlich nicht ausfüllen musste, denn natürlich ist die Teilnahme an wissenschaftlichen Erhebungen immer freiwillig:

Fragebogen einblenden

Damals haben Sie den Fragebogen vermutlich einfach ausgefüllt. Jetzt können Sie sich vielleicht vorstellen, dass es ziemlich lange dauert, bis man einen solchen Fragebogen mal erarbeitet hat: Man muss vorher klären, was man unter „religiös“ versteht und welche Dimensionen dazugehören, man muss die Fragen möglichst klar formulieren, man muss sinnvolle Antwortmöglichkeiten vorgeben (nicht zu wenige, aber auch nicht so viele, dass es unübersichtlich wird und nicht mehr vergleichbar ist), man muss sich eine sinnvolle Reihenfolge überlegen und darüber nachdenken, was man als Einleitung schreibt, damit möglichst viele motiviert sind mitzumachen. Man muss überlegen, wann man den Fragebogen austeilte, wer ihn beantworten soll und wie man die Anonymität gewährleistet. In dem Fall mussten wir den Vornamen erfragen, damit man auf dem Videoscript, mit dem die theologischen Gespräche aufgezeichnet wurden, zuordnen kann, wer wer ist. Dafür war aber wichtig, dass sie niemanden in dieser Schule privat kennt und dass niemand aus der Schule die Fragebögen liest. Übrigens musste die Untersuchung vorher sowohl vom Ministerium als auch von der Schulleitung genehmigt werden, denn man darf natürlich nicht einfach von der Uni kommen, in eine Schule spazieren und die Schüler*innen zu allem Möglichen befragen. Dies ist die sehr praktische Seite wissenschaftlich-empirischer Arbeit, die manchmal ganz schön mühsam sein kann.

Was ich Ihnen bisher vorgestellt habe, war überwiegend ein bestimmter Typ von empirischer Forschung. Man nennt diesen Typ quantitativ, der andere heißt entsprechend qualitative Forschung.

Quantitative Forschung möchte wissen, *wie viele* Menschen einer bestimmten Bevölkerungsgruppe eine bestimmte Haltung haben oder etwas Bestimmtes tun, also z.B. wie viele Jugendliche sind religiös oder beten regelmäßig? Dafür verwendet man meist solche Fragebögen, bei denen es vorgegebene Antwortmöglichkeiten gibt, die man ankreuzen kann. Quantitative Forschung braucht immer eine relativ große Zahl von Menschen, die sie befragt und sie muss darauf achten, dass sie genügend unterschiedlich sind. Wenn man untersuchen möchte, wie viele Jugendliche in Deutschland religiös sind, dann darf man den Fragebogen weder nur in der 7. Klasse noch nur in der 12. Klasse austeilen, man darf ihn nicht nur Mädchen oder nur Jungen geben, man darf ihn nicht nur denen geben, die Religion oder Philosophie gewählt haben, man darf ihn nicht nur auf einem Gymnasium austeilen und nicht nur in der Stadt oder auf dem Land und nicht nur in einer Schule wie Ihrer mit so wenigen Schüler*innen mit Migrationshintergrund, man darf ihn nicht nur in Westdeutschland austeilen und nicht nur in Norddeutschland etc. Natürlich kann man ihn auch nicht allen Jugendlichen in Deutschland geben, dann wird man nie fertig, aber es muss eine gewisse Zahl von Jugendlichen sein, die ein möglichst großes Spektrum dieser Merkmale abbilden – erst dann ist die Untersuchung „repräsentativ“, d.h. sie sagt wirklich etwas über die Religiosität von Jugendlichen in Deutschland aus und nicht über die von weiblichen Oberstufenschülerinnen in einer Kleinstadt in Schleswig-Holstein, die Philosophie statt Religion gewählt haben.

Ganz anders geht die qualitative Untersuchung vor, auf die ich jetzt zum Schluss noch kommen möchte. Sie interessiert sich nicht dafür, wie viele Menschen religiös sind, sondern möchte genauer verstehen, was Religion eigentlich für die Menschen bedeutet. Dafür arbeitet sie nicht mit Fragebögen, sondern meist mit Interviews. Sie bittet ihre Interviewpartner*innen dann z.B. zu erzählen, an was man zuerst denkt, wenn man das Wort „Religion“ hört, wie man sich als kleines Kind Gott vorgestellt hat, ob man früher gebetet hat oder in welchen Situationen und auf welche Weise man betet, wenn man es heute tut, oder wie man sich den Tod und das, was danach kommt

oder nicht kommt, vorstellt. Solche Interviews dauert oft eine oder zwei Stunden und da ist es schon viel, wenn man 10 oder 20 führt und die dann wissenschaftlich ausgewertet. Auch da sollte man nicht nur Schülerinnen des Philosophiekurses in Kronshagen befragen, sondern auch welche aus Kiel-Gaarden, auch Jungen aus einer Gemeinschaftsschule in Berlin und von einer christlichen Schule in Süddeutschland etc., auch Siebtklässlerinnen etc. Qualitative Forschung ist noch etwas komplizierter als quantitative, macht aber noch mehr Spaß, wie ich finde, weil man dabei immer Überraschungen erlebt, was Leute alles Spannendes sagen.

Ich habe in den letzten vier Jahren mit meinem Team von Mitarbeiter*innen eine relativ große Untersuchung zum Religionsunterricht in Schleswig-Holstein gemacht und zwar genauer gesagt dazu, was eigentlich passiert, wenn am eigentlich evangelischen Religionsunterricht auch katholische, muslimische und sonstig-religiöse Schüler*innen teilnehmen und auch Schüler*innen, die keiner Religion angehören und/oder sich selbst nicht als religiös verstehen. Dafür haben wir erst Lehrkräfte und dann Schülerinnen und Schüler befragt. Bei beiden sind wir sowohl quantitativ als auch qualitativ vorgegangen, d.h. wir haben allen Lehrkräften, die in Schleswig-Holstein Religion unterrichten, einen Fragebogen geschickt, den erstaunlich viele auch beantwortet haben (bestimmt an dieser Schule auch) und wir haben mit 33 Lehrkräften ein Interview geführt. Das Gleiche haben wir mit Schüler*innen gemacht, nur ging der Fragebogen natürlich nicht an alle Schüler*innen in SH, sondern wir haben bestimmte Klassenstufen in bestimmten Schulen in bestimmten Regionen ausgewählt, um Unterschiedliches zu bekommen. In diesen Klassen haben wir Gruppeninterviews mit 3-4 Schülerinnen und Schülern, die sich freiwillig zur Verfügung gestellt haben, gemacht. Davon zeige ich Ihnen jetzt noch ein Beispiel:

Wir haben die Jugendlichen in den Interviews unter anderem gefragt, ob sie lieber gemeinsam mit der ganze Klasse Religion haben möchten, also auch z.B. mit muslimischen Mitschüler*innen oder ob diese nicht lieber – wenn genügend vorhanden sind – ihren eigenen islamischen Religionsunterricht bekommen sollten würden. Mich

würde dazu erst einmal interessieren, wie Sie das sehen. Sie haben vier Möglichkeiten, sich zu melden: gut – eher gut – eher schlecht - schlecht. (Melden lassen) Durchschnittlich waren die befragten Schüler*innen eher dagegen. Einige Stimmen dafür gab es aber auch und zwar mit folgenden Argumenten.

„Ich glaube, das ist auch schwierig, ´nen Religionsunterricht zusammenzuführen, da man nicht so auf alle Sachen auch gleich eingehen kann, weil natürlich die Religionen total unterschiedlich sind.“ (R 10,24-31)

„Ich find´ das schwer, weil, es ist schön, wenn sie ihren eigenen Religionsunterricht bekommen, weil sie sich dann noch mehr ihrer eigenen Religion widmen können, die ja da sehr tief verankert ist.“ (G 15,9-11)

Deutlich mehr Argumente wurden für den gemeinsamen Religionsunterricht gebracht. Z.B.:

„Nee, ich finde, das ist besser, wenn man das zusammen macht, weil mit der Klasse macht das einfach mehr Spaß.“ (M 9,15-16)

„Und na ja, das ist sonst... also ich find´ es nicht so richtig gut, wenn man das so strikt trennt. Und dann kriegt man ja auch so gesagt, sozusagen, also das könnte vermitteln, dass man dann... anders ist. Was ich ja auch, das würde ich ja auch nicht sagen. Also nur, weil man vielleicht eine andere Religion hat, ist man ja nicht anders als die anderen.“ (F 1,21-27)

„Ich finde, wir leben im 21. Jahrhundert. Ich glaube, da sollte es normal sein und ... wir sind ja auch im Klassenverband. Ich diskriminiere ja keinen, weil ... der vielleicht anders glaubt als ich. Das sind trotzdem meine besten Freunde, so. Ich glaube, das sollte jetzt nicht an der Religion scheitern.“ (O 6,3-7)

„Das fänd ich auch so, das ist ja auch schon wieder so ein bisschen extrem, aber es wär´ so quasi die Rassentrennung schon wieder fast. Also, das ist, also irgendwie fänd ich das total schlecht... schon fast.“ (D 10,2-4)

„Lieber mit der ganzen, also da versteht man..., also verschiedene Religionen, die aufeinandertreffen, da erfährt man

auch mehr. Wenn alle getrennt sind, erfährt man ja nix Neues unbedingt..." (N 4,3-5)

„Ich find´ diesen bunten Haufen eigentlich ganz angenehm. [...] Man hat halt verschiedene Meinungen in der Klasse und da kann man auch wunderbar drüber diskutieren. Wenn alle irgendwie der gleichen Konfession angehören würden, dann wär´ das vielleicht langweilig und fad, ja.“ (P 13,5-10)

„Also ich find´, wenn man getrennt wird, dann hat man auch gar nicht so die Verbindung zwischen den Religionen, dann trennt man das alles so... Eigentlich so, wie das in der Gesellschaft jetzt auch ist, dass jetzt viele Moslems zusammen sind und dann die Christen, und die voneinander abgegrenzt. Ich find´, man soll das zusammenführen, in dem man halt Religionsunterricht für alle macht... zusammen..., wo man auch die Erfahrung miteinander teilen kann.“ (G 14,21-28)

Sie merken: Qualitative Forschung ist an den Argumenten, an den Begründungen, interessiert, da geht es nicht darum, ob sie dafür oder dagegen sind, sondern welche Aspekte ihnen wichtig sind.

Damit bin ich am Ende meiner Vorlesung angekommen und ich bin gespannt, welche Fragen Sie haben.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!